

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 8

Artikel: Vom Alleinsein im Kampf
Autor: Marschall, S.L.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Alleinsein im Kampf

S. L. A. Marschall.

Irgendeinmal im Verlauf dieses Buches muss das Gefechtsfeld so beschrieben werden, wie es ein Unerfahrener sieht. Sonst bleibt verschiedenes von dem, was ich zu sagen habe, unverständlich.

Das Gefechtsfeld ist kalt. Es ist die einsamste Gegend, in der Menschen beisammen sind.

Den im Kampfe noch unerfahrenen Infanteristen bedrückt nicht die Tatsache am meisten, dass er einen Tod finden könnte, der er nicht sucht. In gewissem Ausmasse kann ein normaler Mann sich immer um die Todeschance herumdrücken.

Das Schlimmste am Gefechtsfeld ist seine Leere. Kein Mensch bewegt sich darauf. Man sieht wenig oder keine Anzeichen eines Kampfes. Ueber allem liegt eine grosse Ruhe, die viel unheilrohender wirkt als die gelegentlich ausbrechenden Feuerstürme.

Diese Leere ist es, welche des Soldaten Blut gerinnen lässt und ihm die Kehle zuschnürt. Diese Leere trifft ihn wie eine plötzliche Lähmung. Die kleinen Gefahren, denen er bisher im Leben begegnete, waren immer mit Erregung verbunden gewesen. Jetzt ist eine grosse Gefahr da, aber sie ist gar nicht von Aufregung begleitet.

Das macht die Sache so bitter. Jeder Mann stellt sich darauf ein, dass die Gefahr ganz plötzlich komme. Jeder Mann überlegt sich vorher sorgfältig, wie er auf den Schock reagieren werde, wenn er merkt, dass er beschossen wird. Man stellt sich eine Situation vor, deren Mittelpunkt man selber ist. Man wird Angst haben, aber angeregt sein. Es wird ähnlich sein wie bei einem groben Mannschaftsspiel. Solange es dauert, wird man zumindest eine gewisse Wärme empfinden und sich gestärkt fühlen durch die Anwesenheit aller andern.

Aber so ist es nicht. Im Gegenteil, der Soldat hat das Gefühl, ganz plötzlich einsam und verlassen dazustehen in der Stunde seiner grössten Gefahr. Er kann die Gefahr fühlen, aber sie nicht fassen, er kann nicht dagegen kämpfen. Aus der Mischung von Nichtverstehen und Angst entsteht ein Gefühl der Hilflosigkeit, das seinerseits die Angst wieder steigert.

Dagegen müssen gefechtsungewohnte Truppen in erster Linie kämpfen. Immer und immer wie-

der haben sie mir nach dem ersten Gefecht erzählt: «Bei Gott, wir waren noch nie in einer solchen Lage. Wir haben niemanden gesehen; wir fochten mit Geistern.» Und häufig fügten sie bei, obschon sie einen durchaus richtigen Einblick in die wirkliche Situation hatten: «Wir mussten alles allein tun, rechts und links unterstützte uns niemand.»

Wenn wir den Ausbildungsgang des durchschnittlichen Infanteristen bis zu seiner ersten Berührung mit dem Feind verfolgen, ist es leicht zu verstehen, warum solche falsche Vorstellungen vorhanden sind und warum sie dem Bestreben entgegenwirken, den Leuten, die zum erstenmal in den Kampf gehen, die nötige moralische Festigkeit mitzugeben. Während seiner Ausbildung gewöhnt sich der Soldat daran, viele Kameraden und einen gewaltigen mechanischen Aufwand in nächster Nähe um sich zu haben. Er sieht diesen Aufwand bei Paraden. Er beobachtet ihn bei Manövern und, obschon diese letzteren die grösstmögliche Annäherung an den Krieg darstellen sollen, fühlt er sich im Gelände nie einsam. Je mehr er die Stärke der Armee kennen lernt, desto grösser wird sein Vertrauen, aber er merkt kaum, dass gerade diese Stärke einen wesentlichen Einfluss auf seine Moral hat.

Aber auch die feindlichen Kräfte haben greifbare Gestalt für ihn. Im Ausbildungskino sieht er sie exerzieren. Bilder ihrer Formationen zieren die Wände seiner Aufenthaltsräume. Erbeutete Filme, die in ihrer Reihenfolge so zusammengestellt sind, dass sie die Wirkung von Masse und Stärke erzeugen, geben ihm einen Eindruck, wie der Feind beim Kampfbeginn aussieht. Das ist sein Ziel. Dem wird er eines Tages begegnen. Der Feind ist gefährlich, aber aus Fleisch und Blut, er ist sterblich und deshalb verwundbar. Da ist nichts Uebernatürliches dabei. Wenn die Scheibe von der Kugel getroffen wird, fällt sie um.

Wohl gibt es noch andere Eindrücke, aber sie sind weniger wichtig. Der Soldat glaubt, was er gesehen hat, und dieser Glaube unterstützt noch seine Vorstellung von dem, was ihm bevorsteht. Er sieht die Schlacht vor sich als das Aufeinanderprallen grosser, sichtbarer Kräfte, als eine Art von

Zusammenstoss — wirklichen Linien von Männern und Maschinen, die soweit reichen, als er sehen kann. Es nützt gar nicht, zu behaupten, dass er es doch besser wissen muss, und dass ihm klar sein sollte, wie sehr die Notwendigkeit, aus der Deckung heraus zu kämpfen, ein solches Schauspiel unmöglich macht. Tatsache bleibt, dass ihm das alles nichts sagt und dass alle die verkehrten Vorstellungen von einer Schlacht, wie er sie sich von Kindheit an gemacht hat, fester haften.

Während des Vormarsches seiner Kompanie in die Feuerzone geschieht nichts, was seine Auffassung ändern könnte. Truppen von grosser Zahl und Material in beinahe unerschöpflichen Mengen gehören zum gewohnten Anblick im rückwärtigen Raum. Ja, die Stärke einer Armee ist nirgends so deutlich fühlbar wie gerade hier.

Irgendwo weiter her hört der Soldat entfernten Kampflärm, aber das ist das unpersönliche Dröhnen schwerer Geschütze, das ihn nur wenig aufregt. Es führt nicht zur Entfaltung der geschlossenen Formation um ihn herum und gibt ihm keine Ursache, über das nahe bevorstehende Verschwinden sichtbarer Macht nachzudenken. Allerdings sieht er jetzt nur noch die Stärke der eigenen Vormarschkolonnen und hat keine Ahnung, ob und welche eigene Truppen rechts und links parallel vorgehen. Aber dass seine eigenen Kameraden um ihn herum sind, genügt ihm; jeder Mann in Tuchfühlung hilft ihm die Angst herunterzuschlucken, die sonst vielleicht sein weiteres Vorgehen verhindern würde.

Die Einheit kommt auf das Schlachtfeld und geht querfeldein vor im Feuerbereich der feindlichen Infanteriewaffen. Der Feind schiesst. Und jetzt geschieht das völlig Anomale. Er hatte erwartet, Bewegung, Aktion zu sehen und er sieht nichts. Es gibt nichts zu sehen. Das Feuer kommt von nirgends und doch ist es Feuer; denn das Geräusch ist unmissverständlich. Aber das ist auch alles, was er gewiss weiss.

Nun ist er nicht mehr so sicher, ob das, auf was er sich in einer solchen Krise stützen sollte, nämlich die Feuerkraft und die Einheit der eigenen Truppe, auch wirklich verlässlich ist. Die Männer stieben auseinander, sobald das Feuer einschlägt. Wenn sie dann in Deckung gehen, sehen sie sich gegenseitig kaum mehr. Und diejenigen, welche noch sichtbar sind, liegen meist merkwürdig still da. Sie sind erschüttert durch das Geheimnisvolle ihrer Lage. Das ist eine Ueberraschung, gegen welche sich zu wappnen sie nie jemand gelehrt hat.

Das Benehmen des Feindes hat wenig damit zu tun; sie sind der Schlacht an sich unvorbereitet begegnet. Wo sind die Ziele? Wie greift man einen Feind an, der nicht da zu sein scheint? Wie lange wird es dauern, bis sich die gegnerischen Kräfte zeigen und bis die eigenen taktisch so handeln werden, wie es nach ihrer Ausbildung richtig wäre? Wie lange dauert es noch, bis der Kampf sein normales Aussehen anzunehmen beginnt?

Keiner ist da, der diesem Soldaten oder seinen Kameraden sagte, dass das alles normal ist und dass nur ihre persönliche Einstellung dazu mit der Zeit ändern wird. Sie können in der Folge eine ganze Reihe von Gefechten durchmachen und werden kaum je wieder in eine so kritische Lage kommen. Gegen diese Situation sich zu wappnen, darauf kommt es für eine Einheit an, wenn sie im Kampf bestehen will. Wohl mögen auch Tage kommen, wo das Gelände voller Aktion ist, wo sichtbare Ziele massenhaft herumlaufen und die eigene Unterstützung auf den Flanken und im Rücken deutlich erkennbar ist. Aber das sind die Charakteristika von Bewegung und Durchbruch, und sie treten erst dann Erscheinung, wenn das Feuer die Entscheidung errungen oder in greifbare Nähe gebracht hat.

Das feindliche Feuer verstärkt sich; es wird gezielter. Die Entfernung zwischen den eigenen Leuten wird grösser. Jeder sucht auf eigene Faust die nächste oder eine bessere Deckung. Wenige schiessen. Auch diese zuerst nur ängstlich, als fürchteten sie einen Vorwurf wegen Munitionsverschwendung, wenn man doch keinen Feind sieht. Andere tun nichts. Darunter sind einige mehr nur verwirrt und wissen ohne Befehl nicht was tun, andere haben vollständig die Nerven verloren und können weder denken noch sich situationsgemäss bewegen. Diese Reaktionen auf das feindliche Feuer führen dazu, dass die Kompanie sich stärker und stärker in ihre Elemente auflöst und dass das Gefühl des Verlassenseins und der Unsicherheit beim einzelnen immer grösser wird. Die jüngeren Kader sind dem in gleicher Weise ausgesetzt wie der Mann im Glied. Das Unerwartete hat ihr Vertrauen erschüttert, und je mehr Vertrauen sie verlieren, desto mehr zögern sie, Befehle zu geben, welche die angriffigeren Leuten zum Handeln bringen könnten. Dass keine Befehle gegeben werden, fördert die Demoralisation und lässt die Front noch mehr erstarren. Die Erkenntnis, dass die Vorgesetzten sich fürchten, macht die Leute noch ängstlicher.

Würde jetzt eine klare Kommandostimme sich erheben — und wenn es auch die Stimme von irgend jemandem ohne Grad wäre — so würden sie gehorchen, oder mindestens die festeren Charaktere würden es tun und die Schwächeren würden Mut fassen, weil etwas geschieht. Aber klare Kommandostimmen sind eine Seltenheit auf dem Gefechtsfeld. So warten sie, tun nichts, und die ganze Einheit bleibt untätig. Später werden diese Gruppe von Menschen ohne Zweifel schwerere Verluste treffen, aber für die Kompanie als solche ist jetzt der bitterste Moment, den sie je erleben kann.

Die Verluste werden zum grossen Lehrmeister. Die Schwächern, die sich betäuben liessen, scheiden aus der Kompanie aus und liefern weiteres statistisches Material dafür, dass mehr Gefechtspsychosen bei ersten Gefechten ausbrechen als bei allen späteren Fronterfahrungen zusammen. Manche, welche hätten gerettet werden können, wenn ihre Instruktoren mit grösserer Weisheit gesegnet gewesen wären, werden so zum Ausschuss. Die Kräftigen, welche in der Regel die Mehrheit bilden, überstehen den Schock. Bei der nächsten Begegnung mit dem Feind beginnen sie, sich an die Besonderheiten des Gefechtsfeldes zu gewöhnen, und durch Ausprobieren und Irrtümer lernen sie

schliesslich, wie sie handeln müssen, um die Stärke, die im Zusammenwirken liegt, am besten auszunützen.

Es hätte keinen Zweck gehabt, bei den entmutigenden Einzelheiten dieser Feuerprobe zu verweilen, wenn nicht die Ueberzeugung bestände, dass viel davon unnötig ist und dass der Infanterist einen besseren Weg finden kann.

Man darf nicht bei der düsteren Warnung von Clausewitz stehen bleiben, dass im Kriege dem Neuling nur die stockfinstere Nacht entgegenstehe. Man muss weiterlesen: «Es ist unendlich wichtig, dass der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen des Krieges, die ihn beim ersten Male in Verwundung und Verlegenheit setzen, nicht erst im Kriege zum erstenmal sehe.»

Da liegt das zu erstrebende Ziel: Die Ausbildung soll ein so starkes Licht verbreiten, dass die stockfinstere Nacht des Gefechtsfeldes erhellt wird. Der grosse Militärphilosoph des 19. Jahrhunderts sagt, das sei möglich. Diese Feststellung ist die Hoffnung derer unter uns, welche sich mit den Militärproblemen unserer Zeit befassen.

Aus dem Buch von S. L. A. Marshall «Soldaten im Feuer», Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld.

ZEITLOSE GESELLEN

3.

Man bedenke, wie merkwürdig das alles ist: ein Tier, das seinen Feind nicht angeborenermassen, nicht «instinktiv» kennt, bekommt von älteren, erfahreneren Artgenossen *gesagt*, wen es als Feind zu fürchten hat! Das ist echte Tradition, Weitergabe persönlich erworbenen Wissens vom Vater auf den Sohn. Menschenkinder könnten sich ein Beispiel daran nehmen, wie junge Dohlen die «wohlmeinenden» Warnungen ihrer Eltern ernst nehmen. Taucht ein Lebewesen auf, das dem Jungen bisher unbekannt war, braucht die führende alte Dohle nachweisbar nur ein einziges Mal zu schnarren und schon ist für immer die Gedanken-

verbindung zwischen dem Bild des Feindes und der Warnung hergestellt. Es mag im Freileben der Dohlen nur sehr selten vorkommen, dass ein unerfahrenes Jungtier die Gefährlichkeit eines Räubers erst daran erkennt, dass es ihn mit etwas Schwarzem, Baumelndem in den Fängen antrifft. Die Dohlen fliegen ja immer in dichten Scharen, weshalb man annehmen kann, dass unter ihnen stets auch ein erfahrener Vogel ist, der schon beim blossen Anblick des Räubers zu schnarren beginnt.

Meine vierzehn Dohlen hatten niemanden, der sie vor Gefahr gewarnt hätte. Ohne ein warnendes Elterntier bleibt ein Jungvogel ruhig sitzen, wenn